

KIRSTY GREENWOOD
Für immer und ehrlich



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Die begabte Köchin Natalie Butterworth ist frisch verlobt und eigentlich zufrieden mit ihrem Leben. Doch dann wird sie eines Abends von einem in die Jahre gekommenen Magier hypnotisiert und kann fortan nicht mehr lügen. Natalie ist jemand, die Freunden, Familie und auch ihrem Verlobten gerne einmal eine kleine Unwahrheit aufischt, um die Gefühle ihrer Mitmenschen nicht zu verletzen. Allen voran ihr Zukünftiger ist wenig begeistert über die Dinge, die nun plötzlich ans Tageslicht kommen. Natalie muss den Hypnotiseur finden, bevor die Hochzeit am Ende noch ins Wasser fällt! Ihre Suche führt sie in ein kleines skurriles Dorf in Yorkshire, wo sie prompt eingeschneit wird. Wohl oder übel muss Natalie in dem charmanten Dorf-Pub übernachten, der kurz vor der Pleite steht und ein wenig Inspiration in der Küche vertragen könnte. Und dieser Pub hat einen unwiderstehlichen Besitzer, den Natalies neugewonnene Ehrlichkeit alles andere als abschreckt ...

Autorin

Kirsty Greenwood wurde 1982 in Oldham, England, geboren. Sie ist Absolventin der Salford University und Gründungsverlegerin der beliebten Frauenliteraturseite *Novelicious*. Kirsty trinkt viel zu viel Tee. Sie liebt amerikanisches Fernsehen, Sonntagsbäder, schrulligen Schmuck, lächelnde Menschen und kocht und singt leidenschaftlich gerne. Die Autorin lebt mit ihrem Freund in Saddleworth. »Für immer und ehrlich« ist ihr erster Roman.

Kirsty Greenwood

Für immer
und ehrlich

Roman

Aus dem Englischen
von Stefanie Retterbush

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »Yours Truly« bei Pan Books,
an imprint of Pan Macmillan, London.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung November 2014
Copyright © der Originalausgabe 2013 by Kirsty Greenwood
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Kriss Russel/getty images;
FinePic®, München
Redaktion: Cathrin Wirtz
MR · Herstellung: Str.
Satz: omnisatz GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48093-7
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Für Edd.
Ich liebe dich.

Erstes Kapitel

Die ersten siebenundzwanzig Jahre meines Lebens war mir die frappierende Ähnlichkeit zwischen meinem Kopf und einer Bowling-Kugel gar nicht aufgefallen.

Doch dank Barbara – Chefstylisten bei Hair Hackers in Manchester – springt sie mir nun förmlich ins Auge.

In nur zwei Stunden hat diese skrupellose Haarvernichterin es geschafft, mein ohnehin schon rundliches Gesicht noch vollmondiger erscheinen zu lassen, und zwar mittels eines Bobs, der Robin Hoods tapferem Mitstreiter Bruder Tuck alle Ehre gemacht hätte, und der zudem meine Hamsterbäckchen äußerst unvorteilhaft akzentuiert. Dazu ein bezaubernder stirnverbreitender Pony und eine doppelkinnbetonende Innenföhnwelle – und voilà, das Ergebnis ist wahrlich atemberaubend.

»Sie sehen wirklich fantastisch aus. Einfach ... *umwerfend*«, zwitschert Barbara und fuchtelte hinter meinem Kopf mit einem winzigen rosa Handspiegel herum. »Die Farbe ist ein Traum, finden Sie nicht auch?«

Ach ja, die Farbe. Die gleicht eher einem Albtraum. Wobei ich mir noch immer nicht erklären kann, wie aus Sahnekaramell, Haselnuss und Aschblond, nach denen ich verlangt hatte, Filzstiftorange, Kackbraun und Aschgrau werden konnte ... Zigarettenaschegrau, um genau zu sein. Es kommt mir fast vor, als seien diese Farben gezielt ausgewählt worden, um meine ohnehin schon leicht geröteten Wangen noch stärker leuchten zu

lassen. Ich sehe aus wie ein vom harschen Nordwind verwehtes Hutzelweib aus den Bergen, und meine eigentlich ganz hübschen braunen Augen haben jeglichen Glanz verloren. Und damit nicht genug ... zu allem Überfluss sind meine Haare auch noch gescheckt.

Verdattert starre ich in den großen Spiegel an der Wand. Nur noch ein Monat bis zu meiner Hochzeit, und mein Kopf wurde gerade auf das Schändlichste verunstaltet.

Was zum Geier habe ich mir bloß dabei gedacht?

Die wichtigste Regel fürs Heiraten: Unter keinen Umständen ein paar Wochen vor der Hochzeit zu einem unbekanntem Friseur gehen, denn das Ergebnis könnte womöglich zu wünschen übrig lassen.

Hmm ... vermutlich ist das nicht unbedingt die *wichtigste* Regel fürs Heiraten. Aber ich wette, sie ist irgendwo unter den Top Ten.

Also gut.

Ich muss dieses Schlamassel irgendwie wieder ausbügeln.

Todesmutig blicke ich Barbara in die Augen und schenke ihr ein gewinnendes Lächeln.

»Ehrlich gesagt, ich finde ...«

»Ich sage Ihnen was, diese Farben muss ich unbedingt selbst mal ausprobieren«, fällt Barbara mir ins Wort. »Wirklich äußerst schmeichelhaft, finden Sie nicht?«

Nein. Finde ich nicht. Diese Farben tun in den Augen weh. Ich sehe aus wie das uneheliche Kind von Mireille Matthieu und ... wie eine sehr rundköpfige gescheckte Glückskatze.

Ich sollte es ihr sagen.

Ich werde es ihr sagen. Unverblümt und mitten ins Gesicht. Jetzt gleich. Barbara ist zweifellos ein sehr netter Mensch. Aber sie hat meinen Haaren gerade etwas unvorstellbar Grausames angetan. Und ich, Natalie Butterworth, werde mir ein Herz fas-

sen und gnadenlos ehrlich zu ihr sein. Ich werde sie fragen, warum um alles auf der Welt sie mir, wo ich doch um einen fedrig leichten, gesichtsumschmeichelnden Stufenschnitt à la Jennifer Aniston gebeten hatte, einen Legomännchenhelm à la »gibt es seit den Sechzigern nicht mehr« verpasst hat.

Ich werde es ihr sagen. Für die Opfer verpfuschter Schnitte und Frisuren hier und überall auf der Welt werde ich mutig die Stimme erheben und ihr Paroli bieten. Freundlich, aber bestimmt werde ich ihr erklären, dass ich mich weigere, auch nur einen müden Penny für dieses haarige Desaster zu berappen – den wohl unvorteilhaftesten Haarschnitt in der Geschichte Englands. Und ich werde darauf bestehen, dass sie es wiedergutmacht. Ich werde ...

»Ja, und der Schnitt ist ja so raffiniert«, flöte ich freudestrahlend. »Die Haare fallen einfach *viiiiiel* besser. So *seidig und glatt*.«

Ich gurre wie ein Täubchen.

Barbara ruft sämtliche ihrer Friseurinnen zusammen sowie einige der anwesenden Kundinnen, die sich alle um mich scharen und mit offenem Mund die Monstrosität bestaunen, die da über meinem entsetzten Gesicht auf meinem Kopf thront.

Verfluchter Mist.

Ich kann das nicht. Ich kann es ihr nicht sagen. Wo sie doch so stolz ist auf ihr Werk. Außerdem hat sie immerhin gut und gerne zwei Stunden daran gearbeitet. Da kann ich mich doch nicht einfach weigern zu bezahlen. Wie unhöflich wäre das denn? Und außerdem kann Barbara schließlich auch nichts dafür, dass ich einen Kopf habe wie ein Kugelfisch, oder?

»Möchten Sie dann bitte mitkommen nach vorne?«, fragt sie, während sie das schwarze Cape von meinem Hals löst, um mich dann zur Kasse im Eingangsbereich zu führen. Dienststeifrig kommt eins der jungen Mädels aus Barbaras Team mit mei-

ner Jeansjacke angetrabt. Ihre sanften karamellblonden Locken schwingen mit jedem Schritt wie Engelshaar. Sehen Sie, warum kann ich nicht solche Haare haben? Elegant und liebevoll statt Furcht einflößend und verstörend ...

»Sieht *eeeeecht* trendy aus«, versichert das junge Mädchen, und das hübsche Teenie-Gesicht wird puterrot. Moment ... hat sie etwa gerade schadenfroh gegluckt?

Oh Mann. Am liebsten würde ich mir mit beiden Händen durch die Haare fahren und sie ordentlich zerstrubbeln. Aber ich kann wohl kaum vor Barbaras Augen die sorgsam in Form gefönte Frisur zerstören.

Ich fahre jetzt auf der Stelle nach Hause und versuche zu retten, was noch zu retten ist. Vielleicht kann ich mir so ein Set aus der Drogerie besorgen und mir zu Hause selbst die Haare färben. Alles besser, als hier eine dramatische, hochnotpeinliche Szene zu machen.

»Also, meine Liebe, das wären dann neunundachtzig Pfund und neunzig«, sagt Barbara. »Und ich reserviere Ihnen gleich in vier Wochen einen Termin zum Nachschneiden, ja?«

Neunzig Kröten! Neunzig Kröten!

Neeeeeein!

Ich kann doch für diese Körperverletzung keine neunzig Pfund hinblättern. Das ist ja absurd.

»Ähm ... also, hören Sie ...«, setze ich zaghaft an. »Ich ...«

»Sie sehen einfach *umwerfend* aus, Schätzchen«, unterbricht sie mich mit unverhohlenem Stolz in der Stimme. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich freue, dass es so hübsch geworden ist. Wissen Sie, wenn Sie mich fragen, dann ist das womöglich einer der besten Haarschnitte meines Lebens.«

Mist.

Gottergeben reiche ich ihr meine Kreditkarte, gebe gut dreißig

Prozent Trinkgeld und haste auf Nimmerwiedersehen aus dem Salon des Grauens.

Die Tür fällt hinter mir ins Schloss, und ich könnte schwören, dass ich die kleine Teenie-Friseurazubine prusten höre vor Lachen ...

Ob man auch mit Hut heiraten kann?

Mit eingezogenem Kopf und schamhaft gesenktem Blick schlurfe ich durch die Pfützen in Piccadilly Gardens und die nach Hause strömenden Massen der letzten Einkäufer. Die Geschäfte haben bereits geschlossen, darum konnte ich mir keinen Hut mehr kaufen, also muss ich mich jetzt vollkommen unbedeckt unter die Leute wagen, die Furcht einflößende Frisur für alle sichtbar.

An der Bushaltestelle angekommen, krame ich mein Telefon aus meiner Ledertasche. Ich wähle Megs Nummer – meine beste Freundin seit Grundschultagen, Möchtegern-Popstar, Trösterin in allen Lebenslagen (vor allem bei schlechten Haarschnitten) und rundum netter Mensch. Sie wird bestimmt wissen, was zu tun ist.

Während das Telefon noch klingelt, schlendern zwei Latte-Macchiato-Mamis vorbei, im Schlepptau ihre perfekten pummeligen kleinen Sprösslinge.

»Mummy«, piepst eins der Kinder mit engelsgleichem Gesicht. »Was hat die Frau denn für einen komischen Kopf?«

Fragend schaue ich mich nach dem Objekt der kindlichen Neugier um. Aber die einzige Frau weit und breit bin ich. Moment mal. Meint die – meint die etwa *mich*?

Beide Mütter schauen mich mit zusammengekniffenen Augen an und reißen dann entsetzt den Mund auf. Schnell nehmen sie ihre Kinder an die Hand.

»Manche Menschen sind anders, Olivia«, erklärt eine der

beiden Mamis und zieht ihre Tochter energisch hinter sich her.
»Bitte starre die Dame nicht so an.«

Rasch hasten sie weiter und schauen sich erst wieder um, als sie genügend Abstand zwischen sich und die bedauernswerte Frau mit dem Wasserkopf gebracht haben.

Na toll.

»Hey, Natty!«

Megs Stimme mit dem breiten Newcastle-Akzent tönt laut aus dem Handy. Sie spricht meinen Namen ohne den leisesten Hauch eines ts.

»Meg, Gott sei Dank! Ich habe ein Riesenproblem.«

»Das weiß ich seit unserem sechzehnten Lebensjahr.«

»Haha. Nein, im Ernst, ich war gerade beim Friseur, und meine Haare sehen grauenhaft aus. So schlimm, dass ich bei meiner eigenen Hochzeit die Gäste verschrecken werde! Wenn ich zum Altar schreite, wird niemand weinen vor Rührung angesichts der bildhübschen Braut. Nein, geweint wird höchstens vor Schreck und Mitleid.« Ich hole tief Luft.

Megs Reaktion ist wenig einfühlsam. Sie gluckst laut vor Lachen.

»Besten Dank«, schnaube ich empört. »Ich weiß dein Mitgefühl wirklich zu schätzen.«

»Tut mir leid«, entgegnet Meg kichernd. »Aber das ist mal wieder typisch Natalie. Ich wette, du hast hinterher keinen Pieps gesagt, dass es dir nicht gefällt, oder?«

»Nein, aber ...«

»Hast du bezahlt?«

»Natürlich habe ich bezahlt! Ich wollte keine Szene machen und ...«

»Dann musst du noch mal hingehen und denen klipp und klar sagen, die sollen das gefälligst wieder in Ordnung bringen!«

Wo sie recht hat, hat sie recht. Eine selbstbewusste, unabhängige, erwachsene Frau würde genau das tun.

Aber ...

»Das kann ich nicht«, gestehe ich seufzend. Ach, und da kommt auch endlich der Bus. »Außerdem ist da nichts mehr zu retten. Es ist schon so kurz, würde man noch mehr abschneiden, sähe ich aus wie eine mopsige rothaarige Version von Annie Lennox, und wenn man noch mehr Farbe draufschmiert ... ich weiß nicht ... vermutlich würde ich von diesem giftigen Chemikaliencocktail spontan explodieren. Außerdem, ich will da nie wieder hin. Die haben mich *ausgelacht!*«

»Unverschämt«, sagt sie entrüstet. »Das darfst du dir nicht bieten lassen. Du solltest ihnen *die Wahrheit* sagen.«

»Aber ich möchte nicht unhöflich sein, Meg. Das wäre wirklich nicht richtig gewesen. Moment, ich steige eben in den Bus ... Fallowfield, bitte.« Ich zahle beim Fahrer meinen Fahrschein und suche mir dann einen Platz ganz hinten im Bus, wo niemand hinter mir sitzen und Handyfotos von meiner Helmfrisur machen kann, um sie dann fieserweise im gesamten Internet zu verbreiten. »Okay, da bin ich wieder«, sage ich, nachdem ich mich gesetzt habe.

»Hör zu, Olly heiratet nicht deine Frisur, er heiratet *dich*«, erklärt sie. »Nur kein Stress – davon bekommst du höchstens Pickel. Wir kriegen das schon hin.«

»Ja ... wahrscheinlich hast du recht. Aber, na ja, ich wollte so gerne hübsch aussehen bei meiner Hochzeit.«

»Das wirst du auch! Du wirst bildhübsch aussehen, Natty. Und ich werde dich ganz schrecklich beneiden.«

Das glaube ich ihr sogar. Seit wir damals mit fünfzehn gebannt Prinzessin Dianas Hochzeit im Fernsehen verfolgt haben, träumt Meg davon zu heiraten. Und nachdem Will und Kate

sich das Ja-Wort gegeben haben, hat ihr sehnlicher Wunsch, endlich mit dem Mann ihrer Träume vor den Altar zu treten, geradezu beängstigende Ausmaße angenommen. Sie redet von nichts anderem mehr, als endlich ihren Prinzen mit dem weißen Ross zu finden.

»Hör zu, ich muss los«, sagt sie. »In zehn Minuten fängt mein Spinning-Kurs an, und ich bin noch nicht geschminkt.«

Meg ist Mitglied in einem dieser ultraschicken Fitnessstudios. Da wimmelt es nur so vor B-Promis wie den Darstellern aus *Hollyoaks* oder Menschen, die – gänzlich ironiefrei – grellbunte Neon-Bodysuits tragen.

»Überanstreng dich nicht, ja?«, ermahne ich sie grinsend. Wir wissen beide nur zu gut, dass die Wahrscheinlichkeit, Meg könne in ihrem Studio irgendwas anderes tun als süß auszusehen, genauso hoch ist wie die, dass ich jemals auch nur einen Fuß in so einen Laden setzen würde.

»Bestimmt nicht. Höchstens, wenn ich den gut gebräunten Sahneschnittchen zu lange auf den Knackarsch starre. Gut möglich, dass ich bei dem Anblick ins Schwitzen gerate. Ach ja, und nicht vergessen, morgen Abend gehen wir zusammen in den Pub. Ich habe Karten für diese Hypnoseshow.«

Ach ja, die Hypnoseshow. Meg war ganz aus dem Häuschen, als sie erfahren hat, dass ein waschechter Hypnotiseur in die Stadt kommt. Seit sie irgendwo in der Sonntagsbeilage einer Zeitung einen Artikel über eine Frau gelesen hat, die sich unter Hypnose hat suggerieren lassen, sie trüge ein Magenband, wodurch sie innerhalb weniger Monate beinahe zwanzig Kilo abgenommen hat, ist sie wie besessen von der Idee, sich hypnotisieren zu lassen. Sie war schon drauf und dran, einen Termin auszumachen, aber dann hat sie erfahren, dass eine reguläre Hypnoseseitzung gut und gerne fünfhundert Pfund kostet. Und nun glaubt

sie, wenn sie den Kerl nett bittet, könnte der Kneipenhypnotiseur sie ganz umsonst behandeln. Wobei ich mir das nicht vorstellen kann ... aber ich freue mich jetzt schon auf ihre Überredungsversuche.

»Ja, gut, dann treffen wir uns gegen halb sieben dort.«

»Prima. Ich muss los. Und keine Sorge, deine Hochzeit wird perfekt.«

»Meinst du?«

»Meine ich. Und jetzt Schluss. Ich muss los, mir auch einen Ehemann angeln.«

»Germaine Greer wäre stolz auf dich.«

»Wer?«

Wir müssen beide lachen, denn Meg hat einen Master in Geschlechterforschung, Sexualitäts- und Kulturwissenschaften. Man glaubt es nicht, wenn man sie so sieht, aber sie ist ein wirklich kluges Köpfchen.

»Bye.«

»Bye-bye, Sweetie pie.«

Ich lege auf und nehme mir vor, mich nicht mehr so aufzuregen. Meg hat vollkommen recht. Schließlich ist es bloß eine Frisur. Vor jeder Hochzeit passiert die eine oder andere kleine Katastrophe. Das ist gute alte Tradition. Das hier ist eben meine kleine Katastrophe.

Zweites Kapitel

SMS von: Olly Chatterley

Süße, hast du dran gedacht, meine Sachen aus der Reinigung abzuholen? Kanns kaum erwarten, dich nachher zu sehen.
Kuss

Antwort an: Olly Chatterley

Klar doch. Hab dich lieb. Kuss

Ich bin kein Weichei. Zumindest war ich das früher nicht. Als Kind war ich dreist und vorlaut und habe meine kleine Schwester Dionne ständig herumkommandiert, war in der Schülerversretung (wo wir lebenswichtige Entscheidungen zu treffen hatten, wie beispielsweise das Motto für die Schuldisco festzulegen und gegen das von der Lehrerschaft ausgesprochene Verbot von Freundschaftsbändchen zu protestieren), und mir war schnurzpiegal, was andere über mich dachten. Aber im Laufe der Jahre änderte sich das peu à peu. Manchmal denke ich, es wäre vielleicht alles nicht so schlimm gewesen, hätten meine Eltern sich irgendwann dazu aufgerafft, sich scheiden zu lassen. Aus ihren kleinen Meinungsverschiedenheiten wurde leicht ein handfester, lautstarker Krach, der bis spät in die Nacht toben konnte. Und während unsere Eltern sich anbrüllten und heulten und sich mit Tellern bewarfen, schlich ich mich klammheimlich in Dionnes Zimmer und sang ihr in den höchsten Tönen, so laut ich konnte,

Songs von Westlife vor, nur um den Lärm zu übertönen. Zehn Jahre dauerten diese erbitterten Grabenkämpfe, bis mein Vater letztes Jahr schließlich die Nase voll hatte und sich aufmachte nach Indien – angeblich auf der Suche nach Einsamkeit und sich selbst. Aber diese zehn Jahre haben mich zermürbt und mir jeglichen Kampfgeist geraubt.

Während Dionne im Park Wodka/Cider/Himbeerlimo mit Schnaps trank, durch sämtliche Prüfungen fiel und sich zu einem unverschämten, großmäuligen Gör entwickelte, das immer und überall im Mittelpunkt stehen wollte, zog ich mich mehr und mehr zurück. Ich wurde still und anspruchslos, gab mir allergrößte Mühe, meinen Eltern alles recht zu machen, damit sie sich bloß nicht meinetwegen in die Haare gerieten, und mied angestrengt alles, was zu Auseinandersetzungen führen könnte. Eine Angewohnheit, die man nicht so einfach ablegt. Verstehen Sie mich nicht falsch, meine Eltern haben mich nicht »verkorkst«. Ich habe bloß gelernt, dass es am einfachsten ist, sich still und bescheiden im Hintergrund zu halten. Irgendwie logisch, wenn man so drüber nachdenkt.

Ich habe kaum einen Fuß auf die Veranda vor dem Haus gesetzt, da ruft Mum mich schon aus der Küche. Seit ungefähr einem Jahr wohne ich wieder bei meiner Mutter. Nachdem mein Dad sich bei Nacht und Nebel aus dem Staub gemacht hatte, erlitt sie einen schlimmen Zusammenbruch. Also habe ich meine Ausbildung (für unbestimmte Zeit) auf Eis gelegt und meinen Kochkurs geschmissen und bin aus der Wohnung ausgezogen, die ich mit Meg zusammen in Chorlton bewohnte, und zurückgekehrt in das Zuhause meiner Kindheit, um mich um meine Mum zu kümmern.

So schlimm ist es eigentlich gar nicht – es liegt etwas außerhalb des Stadtzentrums, aber immer noch zentral genug, um mit

dem Bus zu Chutneys Feinkost in Piccadilly zu fahren, wo ich als Verkäuferin arbeite. Wobei mir das unbeschwertere Zusammenwohnen mit Meg schon fehlt. Mit ihr herumzualbern und lange aufzubleiben und ... na ja ... wohl auch dieses Gefühl der Freiheit, denke ich. Aber für die Familie da zu sein ist wichtiger, als mit der besten Freundin das süße Leben zu genießen. Meine Familie braucht mich. Mum braucht mich. Und darum werden Oly und ich nach unserer Hochzeit auch in die Wohnung über dem kleinen Eckladen ziehen, damit wir ganz in der Nähe sind. Die Wohnung ist riesengroß und hat nigelnagelneue Dielenböden, und Mum hat Irene, Inhaberin des Ladens und Vermieterin der Wohnung in Personalunion, beschwätzt, mit der Miete um fünfzig Pfund herunterzugehen. Dann lebt unsere ganze Familie in derselben Straße, denn wir wohnen dann Tür an Tür mit Dionne. Meine kleine Schwester, die nun auch nach mir ruft, genau wie Mum.

»Natalie! Beeil dich. Wir haben eine Überraschung für dich!«

Ich stutze. Eine Überraschung? Ooh. Vielleicht haben sie meine Bügelwäsche gemacht oder Dionnes Fitnessgeräte endlich aus meinem Zimmer geschafft? Aber mal ehrlich, selbst wenn sie mir nur eine Tasse Tee gemacht hätten, ich würde mich vor Schreck auf den Hintern setzen.

Neugierig öffne ich die Tür, und da stehen sie. Meine Familie. Beide strahlen über das ganze Gesicht und halten mir das abscheulichste Kleidungsstück entgegen, das ich je gesehen habe.

In meinem ganzen Leben.

»Überraschung!«, kreischen sie im Chor. »Wir haben dir ein Kleid gekauft!«

Und dann fällt ihr Blick auf meine Haare, und ihre glücklichen Gesichter werden plötzlich lang, und ihre Augen weiten sich vor Entsetzen.

»Was zum Henker ist denn mit deinem Kopf passiert?«, zertert Dionne und rennt auf mich zu, um den Schaden zu begutachten.

Verlegen taste ich nach meiner Suppenschüsselfrisur. Sehen Sie? Ich hatte *doch* recht. Es ist wirklich schlimm.

Verlegen ziehe ich eine Grimasse und erkläre: »Eigentlich wollte ich karamellfarbene Strähnchen und einen Stufenschnitt. Und dabei ist *das* herausgekommen.«

»Scheiße ...«, flüstert sie, die dick getuschten Augen groß und rund vor Schreck. »Wer macht denn so was? Hast du dich in letzter Zeit mit jemandem angelegt? Mit einem Gangster vielleicht? Ist das, ich weiß nicht, vielleicht so was wie ein Racheakt?«

Daraufhin schnalze ich nur abschätzig mit der Zunge.

Dionnes neuer Freund Bull hat angeblich Verbindungen zur Gangland-Szene von Manchester. Seit sie mit ihm zusammen ist, hat sie ein recht bedenkliches Faible für alles entwickelt, was mit Gangsterkultur zu tun hat. Sie verschlingt sämtliche Bücher über Gangs und die Mafia, die sie in die Finger bekommt, und hat sich mit großer Begeisterung alle Teile von *Der Pate* angesehen.

Hektisch schaut sie sich um, als könne jeden Augenblick ein Gangster aus Mums brandneuem Kühlschrankspringen und ihren langen platinblonden Haarverlängerungen ähnlich Unausprechliches antun.

Allerdings muss ich ihre Informationsquellen ernsthaft infrage stellen, wenn sie glaubt, bei einem verunglückten Haarschnitt könne es sich um einen Racheakt der Mafia handeln.

»Ich war bei Hair Hackers in der Innenstadt«, antworte ich.

»Hair Hackers?«, wiederholt Dionne ungläubig. »Also quasi den *Haarhackern*? Ähm, ich glaube, Schwesterchen, der Name

sagt doch eigentlich alles, oder?» Und dann versucht sie (vergeblich), sich das Grinsen zu verkneifen, und hebt das Kleid wieder auf, das Mum vor Schreck fallen gelassen hat.

Hastig wuselt Mum herbei, starrt mich mit zusammengekniffenen Augen an und begutachtet meinen Kopf von allen Seiten. Ich werde ganz kribbelig vor Nervosität. Meine Mum ist Mathelehrerin an einer weiterführenden Schule, und oft komme ich mir vor wie einer ihrer Schüler, dem sie ein Mangelhaft aufbrummen oder den sie zwecks Nachsitzen zum Direktor schicken will.

»Tja, wenn ihr mich fragt, mir gefällt's«, verkündet sie schließlich. »Du siehst aus wie unsere Tracy, Gott hab sie selig.«

Tracy war unsere gescheckte Hauskatze. Als sie das hört, prustet Dionne vor Lachen – und macht sich nicht mal mehr die Mühe, es zu verbergen.

Lieber Gott.

Vielleicht kann ich mir eine Perücke besorgen.

»Wie dem auch sei«, fährt Mum brüsk fort. »Jetzt hast du unsere Überraschung verdorben. Also los. Schau's dir an.«

Dionne hält sich das Kleid an. Es hat ein über und über mit Pailletten und Strasssteinchen besetztes Korsagenoberteil und einen mit unzähligen Lagen steifen Tülls aufgebauchten gigantisch ausladenden Sissi-Rockteil.

»Ist das für den Jungesellinnenabschied?«, frage ich und streiche mit der Hand über den schimmernden Satin. Besser als das nuttige Moulin-Rouge-Outfit, das Dionne mir zuerst aufschwätzen wollte, ist es allemal. Eigentlich gar nicht so übel. Das würde ich glatt anziehen, dann hätten wir alle was zum Lachen. Die zweitwichtigste Regel beim Heiraten lautet: Beim Jungesellinnenabschied ist es für die Braut Ehrensache, sich zum Affen zu machen.

»Nein, du dummes Kind«, entgegnet meine Mutter pikiert.

»Das ist ein Brautkleid. Für deine Hochzeit.« Und dann schaut sie Dionne an und verdreht entnervt die Augen.

Waaaas?

Mit strengem Blick nehme ich Dionne ins Visier und erwarte, dass sie jeden Moment herausplatzt vor Lachen und sich damit verrät.

Aber nichts dergleichen passiert. Nein, stattdessen betrachtet Dionne das Kleid mit zartschmelzendem Blick und legt es mir dann so liebevoll in die Arme wie eine Hebamme das Neugeborene. »Wir dachten, du könntest dazu vielleicht einen cremefarbenen Muff tragen und so. Und einen kleinen federbesetzten Bolero.«

Federbesetzter Bolero? Was redet sie denn da? Und was zum Teufel, ist ein Muff?

»Was ist denn ein Muff?«

»Du weißt schon. So ein plüschiges Puscheldings zum Händewärmen. Die sind der letzte Schrei bei Winterhochzeiten.«

Ein plüschiges Puscheldings? Warum um alles auf der Welt sollte ich bei meiner Hochzeit kalte Hände haben? Plötzlich habe ich das Bild unserer Hochzeitsgesellschaft vor Augen, allesamt in farbenfrohe Schals und Wollmützen gehüllt. Und Olly in einem teuren, maßgeschneiderten Balaklava. In Taubengrau, versteht sich, passend zum Cut.

Angewidert verziehe ich das Gesicht.

»Na los, probier's an!«, tadelt meine Mum. »Wir müssen es enger machen lassen.« Ihr Blick geht hinunter zu meinem Bauch. »Oder weiter. Jedenfalls ist nicht mehr viel Zeit.«

Träume ich? Sie haben mir doch nicht allen Ernstes ein Brautkleid gekauft, oder?

»Ähm ... ist das euer Ernst?«, stammele ich verdattert. Meine Wangen glühen.

Da grinsen sich die beiden hochzufrieden an, weil sie meine Frage wohl als ungläubiges Staunen missverstehen.

»Nein«, versichert Dionne. »Wir haben gesagt, wir bezahlen dir das Kleid. Also ... da ist es!«

Ja, das haben sie gesagt. Aber wie hätte ich denn da ahnen sollen, dass die beiden einfach losmarschieren und ohne mich zu fragen ein Kleid kaufen. Ohne einen Ton zu sagen. Einfach so, über meinen Kopf hinweg.

Ich dachte immer, das Brautkleid zu kaufen sei so etwas wie ein Initiationsritus. Gratis-Champagner, Verkäuferinnen, die eifrig herumwuseln und nachher tun, als hätten sie gleich beim Reinkommen gewusst, für welches Kleid man sich am Ende entscheiden wird. Zur Anprobe auf einer Holzkiste zu stehen und zu tun, als sei man viel größer und schlanker, als man wirklich ist. Aber nein, sie kaufen mir einfach ein Kleid, das ich unmöglich – *auf gar keinen Fall* – zu meiner Hochzeit tragen kann ...

»Traumhaft, oder?«, fragt Dionne versonnen und streicht mit ihren metallicpink lackierten Krallen über Haken und Ösen der Korsage. »Und schau dir nur die vielen Strasssteine an! Ich dachte, Strass könnte doch irgendwie das Thema der ganzen Hochzeit sein.«

Strass? Als Motto? Oh Gott. Nein.

Stumm verfluche ich Olly dafür, dass er mir letzte Woche einen Antrag gemacht und darauf bestanden hat, so schnell wie menschenmöglich zu heiraten.

Wobei der Antrag an sich wirklich süß und romantisch war. Er hatte mich zu einem verbilligten Wellness-Wochenende nach Cheshire entführt, und nach einem köstlichen Abendessen im Spa-eigenen veganen Restaurant ist er vor mir auf die Knie gefallen.

Mein Blick geht zu dem Ring, der am Mittelfinger meiner

linken Hand prangt. Ein traumschöner herzförmiger Diamant auf einem schlichten Platinband. Er glitzert und funkelt wie aus dem Märchen.

Eigentlich war ich davon ausgegangen, mir bleiben ein paar Monate, die ganze Hochzeit zu organisieren. Doch dann kam Olly und erzählte, er habe unerwartet gleich im nächsten Monat einen Termin in der Kirche bekommen.

»Natalie, ein anderes Paar hat die Hochzeit abgesagt. Also entweder Heiligabend oder erst 2015. Ich warte doch nicht bis 2015! Ich will dich *jetzt* heiraten! Und außerdem bekommen wir einen ordentlichen Rabatt, wenn wir den Ausfalltermin übernehmen.«

Das Ende vom Lied war, dass ich notgedrungen Mum und Dionne einspannen musste, um irgendwie aus dem Stegreif eine Hochzeitsfeier auf die Beine zu stellen. Die beiden haben eine ellenlange Liste zusammengestellt, die sie mir jedes Mal zumailen, wenn es auch nur die geringste Planänderung gibt.

Schnell schlucke ich das tiefe Stöhnen herunter, das mir in die Kehle steigt. Ich bin einfach undankbar und egoistisch. Die beiden haben mir ein Kleid gekauft, weil sie mir helfen wollen, damit alles noch rechtzeitig fertig wird.

Argh. Aber just in dem Moment springen mir die Hunderte kleiner Schleifchen ins Auge, mit denen der Saum des Kleides besetzt ist. Schleifen, ausgerechnet!

Nein. Das ist einfach lächerlich. Man muss sich doch sein Brautkleid selbst aussuchen dürfen. So war das immer schon, und so sollte es auch sein! Denn wenn man so darüber nachdenkt, ist es doch reichlich daneben, für jemand anderen das Hochzeitskleid zu kaufen.

Aber Mum und Dionne scheinen so zufrieden mit sich und dem Kleid und der ganzen Welt zu sein. Sie sind ehrlich und

ernsthaft der Überzeugung, sie hätten damit ein gutes Werk getan. Und immerhin müssen sie sich in nur vier Wochen eine ganze Hochzeitsfeier aus dem Ärmel schütteln ...

»Jetzt mach schon. Wir wollen doch wissen, wie es aussieht«, drängelt Dionne, und ihre Augen funkeln wie ... wie Strasssteinchen.

Na ja ... anprobieren kann ich es wohl, oder? Ist schließlich nichts dabei.

»Ich bin sprachlos!«, haucht Mum hingerissen, als ich missmutig in die Küche schlurfe, um ihnen das Kleid vorzuführen. Ihre dunkelbraunen Augen schimmern feucht vor Freudentränen. Wow. Das Monstrum muss mir besser stehen, als ich dachte. Vielleicht kennen die beiden mich ja erschreckenderweise doch besser als ich selbst.

Während ich damit beschäftigt war, mich umzuziehen, haben sie den großen Spiegel aus meinem Schlafzimmer in die Küche geschleppt und gegen den Tisch gelehnt. Dionne schenkt uns allen ein Glas Wein ein und schickt mich dann unter hektischem Winken zum Spiegel.

Umständlich manövriere ich mich in dem sperrigen Kleid um den Tisch und versuche dabei, mit dem ausladenden Rock nicht den Topfständler umzureißen oder das Gemüseregal abzuräumen. Nervös schaue ich auf und mustere mein Spiegelbild.

Wow.

Mum hat recht. Der Anblick schlägt einem wirklich die Sprache. Wobei grauenhaft, grauenvoll und grauenerregend ebenfalls passende Umschreibungen wären, die mir auf Anhieb in den Sinn kommen.

Wie betäubt starre ich in den Spiegel. Das Funkeln der Strasssteinchen im fluoreszierenden Licht der Küchenlampe hat eine

fast hypnotische Wirkung. Die Rettungsringe um meine Taille werden von dem steifen Korsett in Form gepresst und versuchen nun oben, dem glitzernden Mieder zu entkommen. Langsam drehe ich mich um und betrachte mich von hinten. Rückenspeck. Ich sehe definitiv Rückenspeck.

»Wir sind so GUT!«, jubelt Dionne. »Du siehst aus wie Katie Price. Nur ohne Titten. Vielleicht kaufst du dir zur Hochzeit neue, dann wäre es absolut perfekt.« Und damit greift sie zur Demonstration mit beiden Händen nach ihren chirurgisch aufgemotzten Riesenhupen.

Trübsinnig schaue ich auf mein 70B-Körbchen und seufze tief. So schlimm sind meine Brüste nun auch wieder nicht. Und sie wären noch viel besser, trüge ich nicht gerade ein Kleid, das sie bis zur Unkenntlichkeit plattdrückt.

Und wieso bin ich auf einmal so klein? Ich meine, groß bin ich ohnehin nicht mit meinen ein Meter sechzig, aber unter diesen enormen Tüllbergen scheine ich vollkommen zu verschwinden. Ich sehe aus wie ein kurzbeiniger Munchkin auf dem Weg zum Zauberer von Oz.

Och nee. Nee. Wirklich nicht. Auf keinen Fall will ich an meinem Hochzeitstag so aussehen. Ich möchte aussehen wie Audrey Hepburn in *Ein süßer Fratz*, nicht wie eine misslungene Kreuzung aus Gartenzweig und Dragqueen in einer Episode von *Zigeunerhochzeits-Paillettenwahnsinn*. Ich hole tief Luft. Ich muss es es ihnen sagen. Meg hat gesagt, ich soll den Mund aufmachen und mich durchsetzen, und das tue ich jetzt auch. Ich sage ihnen einfach, dass das nicht mein Kleid ist. Schließlich kann mich keiner dazu zwingen, es zu tragen.

»Mum, Dionne. Ich weiß nicht so recht ...« Meine Stimme klingt plötzlich ganz rau und kratzig. Ich räuspere mich und setze noch mal an. »Ich weiß nicht ...«

»Genau so wollte ich bei meiner Hochzeit auch aussehen«, unterbricht Mum mich mit Tränen in den Augen. »Und hätte dieser Scheißkerl von deinem Dad nicht all unser Geld für sein bescheuertes Motorrad verpulvert, dann hätte ich auch so ein Kleid getragen.«

Mitfühlend tätschelt Dionne ihr die Schulter.

»Ach Mum«, stammele ich. »Tut mir leid, aber ...«

»Stell dir nur mal vor. Überall Pailletten und Strass«, wirft Dionne fröhlich ein und klimpert mit den spinnenbeinigen Wimpern, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen.

»Ich weiß nicht, ob das zu mir passt«, bringe ich schließlich mühsam heraus, während ich mich unbehaglich vor dem Spiegel drehe und wende.

Das Gesicht meiner Mutter wird unmerklich härter.

»Hör zu, Natalie«, zischt sie. »Dionne und ich versuchen innerhalb von ein paar Wochen eine perfekte Märchenhochzeit zu zaubern. Einfach ist das nicht.« Zittrig holt sie Luft. »Wäre es dir lieber, wir halten uns aus allem raus?«

Sie sieht so traurig aus.

»Nein, natürlich freue ich mich über eure Hilfe«, versichere ich ihr.

Und das tue ich ja auch. Allein kann ich das alles nicht stemmen, und gemeinsam sind Mum und Dionne wie eine unaufhaltsame Naturgewalt, ein wahrer Ausbund an Kreativität und Tatkraft. Wo sie sind, da wird nicht lange gefackelt, da werden Dinge erledigt.

»Deinem Dad hätte das Kleid gefallen«, schnieft Mum und tupft sich vorsichtig die Augen, damit die Wimperntusche nicht verschmiert.

»Ich weiß, Mum, ich weiß.« Wobei ich es mir verkneife, sie daran zu erinnern, dass Dad nicht tot ist, sondern sich bloß nach

Indien abgesetzt hat, und es uns eigentlich schnurzipieegal sein sollte, ob ihm das Kleid gefällt oder nicht. Wir kommen auch ohne ihn zurecht. Und hat sie ihn nicht eben noch einen Scheißkerl genannt?

Mein Blick wandert wieder nach unten zu dem Kleid, und erst da sehe ich, dass die kleinen Perlen alle in Form ineinander verschlungener Herzchen aufgestickt sind. Himmel Herrgott.

»Meint ihr nicht, ein etwas ... schlichteres Kleid würde besser zu mir passen? Ich meine, ich will nicht aufgetakelt wie eine Fregatte herumlaufen«, erkläre ich zaghaft.

»Auf keinen Fall«, entgegnet Dionne entschieden und stemmt die Hände in die schmalen Hüften. »Sinn und Zweck eines Brautkleids ist doch, dass man darin aussieht wie eine Märchenprinzessin und nicht wie das stinklangweilige Mädchen von nebenan. Nimm's mir nicht übel, aber wer will schon die öde, olle Natalie zum Altar schreiten sehen?«

Mum wischt sich die Tränen aus den Augen und reckt trotzig das Kinn.

»Diese Hochzeit ist nicht nur deine Sache, Schätzchen. Sie geht uns alle an. Die ganze Familie. Und wir könnten eine kleine Aufmunterung wirklich gut gebrauchen, nachdem ... nachdem ...« Und damit vergräbt sie das Gesicht in Dionnes Silikonbusen und schluchzt herzerreißend. So ein verdammter Mist.

»Es tut mir leid, Mum. Ich wollte dich nicht kränken. Wirklich nicht. Aber ...«

»Du trägst dieses Kleid.« Ruckartig hebt sie den Kopf und sieht mich an. »Ein richtiges Brautkleid. Nicht irgendeinen x-beliebigen Lappen, wie du ihn jeden Tag zur Arbeit anziehen könntest.«

Im ersten Moment sage ich gar nichts, sondern starre nur stumm in den Spiegel. Ich sehe aus wie eins dieser gehäkelten

Klorollenpüppchen. Ein Klorollenpüppchen mit orangeroten Haaren und kugelrundem Mondgesicht.

»Ich will doch nur dein Bestes, Natalie«, fährt Mum fort. »Wäre es dir lieber, ich würde dir nicht helfen?« Wieder zittert ihre Stimme. »Das wäre dir lieber, nicht? Du meinst, ich sei zu nichts zu gebrauchen! Dein Dad hat immer gesagt, ich sei unfähig, und du denkst das auch!«

Womit sie wieder in Tränen ausbricht und sich mit schmerzlich verzogenem Gesicht schluchzend eine Hand auf die Brust presst.

»Mum, alles okay?«, frage ich besorgt.

»Nur ein bisschen Sodbrennen, weiter nichts«, wiegelt sie schniefend ab. »Schon okay. Ich nehme gleich ein Rennie.«

Mir bleibt keine andere Wahl.

»Also gut. Ich ziehe es an.« Und damit setze ich ein bemühtes Lächeln auf und tätschele Mum den Arm.

»Wunderbar, Liebes! Du wirst aussehen wie eine Prinzessin!«

Und dann schauen Mum und Dionne sich an und prostern sich vergnügt grinsend zu. Ich lächele matt, greife nach dem Weinglas vor mir auf dem Tisch und trinke es in einem Zug leer.

Das Kleid des Verderbens hängt wie eine unausgesprochene Drohung an meiner Schlafzimmertür und scheint mich stumm zu verspotten. Stirnrunzelnd werfe ich ihm finstere Blicke zu. Eine Paillette funkelt und glitzert im Licht; es sieht aus wie ein bösesartiges flitterndes Zwinkern.

Seit zwei geschlagenen Stunden plappern Mum und Dionne nun schon ununterbrochen über die Hochzeit: wie traumhaft schön sie wird, wie umwerfend ich aussehen werde (wenn ich es denn schaffe, mich in den nächsten dreißig Tagen um eine Kleidergröße kleiner zu hungern), ob es so etwas wie essbaren Strass

gibt für die kleinen Brautgeschenke und ob sie wohl den Vikar überreden können, einen glitzernden Stehkragen anzulegen. Als Braut ein Disco-Barbie-Kleid zu tragen ist also bei genauerer Betrachtung gar kein so großes Opfer. Wenn man bedenkt, wie vernarrt sie in das Kleid sind und was für einen großen Gefallen sie mir tun, weil sie doch die ganze Hochzeit planen und alles, ist es eigentlich das Mindeste, was ich tun kann.

Rasch schaue ich auf den Wecker neben meinem Bett. Schon acht Uhr. Olly müsste jeden Augenblick da sein. Er holt mich fast jeden Abend in der Woche ab, wenn er bei Dino's Suits and Ties Feierabend macht. Dann fahren wir zusammen zu seiner superschicken riesengroßen Wohnung in Deansgate, essen gemeinsam zu Abend und kuscheln uns anschließend vor dem Fernseher unter die Decke. Es ist so schön mit ihm. Schön und gemütlich und entspannt und ... einfach schön.

Während ich noch versuche, meine schreckliche Frisur unter massivem Einsatz von Styling-Gel zu retten, platzt Dionne ohne anzuklopfen in mein Zimmer. Vor dem Brautkleid bleibt sie andächtig stehen und legt eine mit Acrylfingernägeln verzierte Hand auf ihre Brust.

»Ich fasse es nicht, dass du dieses Kleid tatsächlich tragen darfst!«

Ich auch nicht.

»Ich weiß! Ich bin wirklich ein Glückspilz!«

»Das kannst du laut sagen, du kleines Glücksschweinchen. Aber egal, ich wollte dich fragen, ob du deinem kleinen Schwesterherz einen riesengroßen Gefallen tun kannst?«

Einen riesengroßen Gefallen. Unwillkürlich muss ich an all die riesengroßen Gefallen denken, um die Dionne mich im Laufe der Jahre schon gebeten hat. Wie damals, als sie mich beknet hat, für sie mit ihrem Schulfreund Schluss zu machen.

Geschlagene zwei Stunden lang hat der arme Kerl mich vollgerotzt, geschnieft und geheult und dann doch tatsächlich versucht, mich zu begripschen. Oder letzten Monat, als ihre Küche unter Wasser stand und sie mich anflehte, dort alles aufzuwischen, weil sie einen überlebenswichtigen Termin hatte. Im Kosmetiksalon. Zum Augenbrauenzupfen. Den könne sie unmöglich absagen, wie sie glaubhaft versicherte. Und ich fürchte, wenn wir erst mal Tür an Tür wohnen, wird es wohl bald Riesengefallen hageln.

»Der da wäre?«, erkundige ich mich misstrauisch.

»Bull hat gerade angerufen und gesagt, dass er mich am Samstag ganz romantisch zum Madras-Curry-Essen ausführen will. Und ich wollte dich fragen, ob du auf Jean Paul Gaultier aufpassen könntest. Bitte.«

Was riesengroße Gefallen angeht, ist der wirklich harmlos. Aber am Samstagabend? Eigentlich hatte ich nichts Besonderes vor, außer vielleicht ein paar Rezepte für die perfekte Sauce Hollandaise auszuprobieren, während Olly mit seinen Kumpels aus dem Fitnessstudio um die Häuser zieht.

»Du kriegst auch was dafür«, versucht sie mich zu ködern.

Normalerweise würde ich kein Geld dafür annehmen, wenn ich auf Jean Paul Gaultier aufpasse – er ist wirklich ein ganz entzückender kleiner Pudel –, aber im Moment könnten ein paar zusätzliche Scheinchen im Portemonnaie nicht schaden.

»Klar. Kein Problem.«

»Prima. Danke, Schwesterlein. Es macht dir doch nichts aus, wenn ich dir das Geld erst nächsten Monat gebe, oder? Bei River Island gibt es ein Kleid, das ich unbedingt haben muss. Das kaufe ich mir für Samstagabend.« Und damit schnappt sie sich einen Lippenstift von meiner Kommode, schaut sich die Farbe an und steckt ihn dann kommentarlos in die Tasche. »Aber du

hättest sowieso kein Geld dafür genommen, auf ihn aufzupas-
sen, stimmt's?»

Doch.

»Aber nein, natürlich nicht.«

»Supi. Dann wäre das ja geklärt. Wann kommt Olly denn?»

Vor zwanzig Minuten.

»Der müsste jeden Moment da sein. Bestimmt ist er schon auf dem Weg. Ich sollte mich schnell fertig machen.«

»Klar«, sagt Dionne und wirft die blonden Haare nach hinten, sodass sie ihr wie drapiert über die Schulter fallen. »Na ja, ich muss sowieso los – Jeans Paul Gaultier muss Gassi, und danach gehen Bull und ich zu ihm nach Hause und sehen uns *Scarface* an. Sein Onkel war als Berater am Filmset. Damit alles ganz echt und realistisch wirkt, wie im richtigen Leben. Bull steht total auf den Film.«

Ich stelle mir Al Pacino vor, der vor einem gigantischen Berg Kokain an seinem Schreibtisch sitzt, und frage mich, wie realistisch und lebensecht diese Szene wohl war. Und dann frage ich mich, ob dieser Bull und seine zwielichtigen Verbindungen mir schlaflose Nächte bereiten sollten.

»Wann lernen wir ihn denn endlich mal kennen?»

Achselzuckend beißt Dionne sich auf die Lippe.

»Bald. Er ist ein bisschen schüchtern.«

Ein schüchterner Gangster. Was kommt denn als Nächstes? Ein aufregender Buchhalter? Ein entgegenkommender Friseur?

Auf dem Weg nach draußen greift Dionne sich im Vorbeigehen meinen Lieblingsschal in Silber und Türkis – den wollte ich eigentlich morgen Abend zu meiner Verabredung mit Meg tragen – vom Garderobenhaken an der Tür und schlingt ihn sich nonchalant um den Hals.

»Ooh, darf ich mir den ausleihen?»

»Na ja, eigentlich ...«

»Bis später, Schwesterlein!« Und damit hopst sie ohne meine Antwort abzuwarten zur Tür hinaus und ist verschwunden.

Aaaargh!

Eine Viertelstunde später tutet draußen eine Hupe. Olly! Schnell werfe ich im Spiegel einen prüfenden Blick auf mein Lipgloss, dann springe ich die Treppe hinunter, laufe mit einem knappen »Bye, Mum« zur Tür hinaus und steige zu Olly in den Wagen.

Drittes Kapitel

SMS von: Dionne

Vergessen dir zu sagen: Bull hat nen Kumpel, der billig Hochzeitstorten macht. Alles, was du willst. Sogar mit Glitzer.

Antwort an: Dionne

Klingt toll! Wobei, mit dem Glitzer weiß ich nicht so recht ...

Nach dem ganzen Trubel und dem Hochzeitsstress bei Mum zu Hause ist es in Ollys Wohnung herrlich still und ruhig. Wir kuscheln uns auf seinem gigantischen schwarzen Ledersofa aneinander und schauen irgendeine Sportsendung auf Sky Sports. Ich allerdings schaue weniger zu, als vielmehr irritiert auf die Mattscheibe zu linsen und mich zu fragen, warum um alles auf der Welt diese Männer Ganzkörperanzüge aus Lycra tragen. Dabei genieße ich allerdings das kuschelige Gefühl, mich geborgen in Ollys starken Arm zu schmiegen, den er mir um die Schulter gelegt hat. Der springt vor Aufregung fast von der Couch, bis er nur noch auf der Sofakante hockt; anscheinend passiert gerade etwas höchst Spannendes in der Glotze, weshalb die Kerle im Stretchanzug auch ächzen und keuchen, was das Zeug hält. Wobei ich überhaupt nicht kapiere, worum es da geht. Aber ich tue, als würde ich wie gebannt auf die Mattscheibe starren, und schnappe sogar in gespielter Aufregung nach Luft. Woraufhin Olly sich zu mir umdreht und mir verschwö-

rerisch zuzwinkert, um sich dann wieder eifrig der Lycra-Action zuzuwenden.

Eigentlich mache ich mir nichts aus Sport und so, aber Olly hat ein ausgeprägtes Faible für Körperertüchtigung. Eine wirklich ausgeprägte Schwäche. Er ist ein richtiger Ausdauer- und Kraftsportfanatiker. Jeden Morgen um Punkt sechs springt er wie ein Kastenteufel aus dem Bett und geht ins Studio, um sich eine Stunde lang »aufzupumpen«. Anschließend kommt er wieder nach Hause und holt mich ab, um mit mir gemeinsam zur Arbeit zu fahren. Das nenne ich mal pflichtbewusst. Und am Wochenende spielt er Paintball mit seinen Freunden oder Golf mit seinem Dad. Auf der Liste seiner Lieblingsdinge stehen sein Auto, ich (hoffe ich) und Leistungssport. Manchmal frage ich mich wirklich, warum wir beiden eigentlich zusammen sind. Er, der muskulöse Weizengrastrinker, und ich, der kurvenreiche (man könnte auch sagen mollige) Faulpelz. Wobei ihm das nichts auszumachen scheint. Auch wenn er der Ansicht ist, ich könnte meiner Gesundheit zuliebe ein paar Pfund abnehmen. Aber da hat er ja auch recht. Schließlich möchte er nicht, dass ich nach der Hochzeit aus dem Leim gehe, was ich nur zu gut verstehen kann. In der Hinsicht ist er wirklich sehr fürsorglich.

Olly ist einfach zum Anbeißen. Und das sage ich nicht bloß, weil ich ihn bald heiraten werde, sondern weil es so ist. Er ist braungebrannt und sehr kantig. Neben ihm sieht Jude Law aus wie ein abgewrackter Donald Trump, und er hat einfach himmlische mokkabraune Haare. Besonders groß ist er nicht, aber größer als ich, und da wir schließlich nicht die ganze Zeit nebeneinanderstehen, fällt es auch kaum auf. Und er hat einen göttlichen Körper. Durchtrainiert und muskulös, rank und schlank und fitnessstudiogestählt. Und noch etwas an ihm finde ich ganz famos: Olly ist echt ein adrettes Kerlchen. Nicht spießig

im Sechziger-Jahre-Mittelscheitel-Stil, sondern adrett im Sinne von gut gekleidet und penibel. Noch nie habe ich ihn mit einem verknitterten Hemd gesehen, und seine Wohnung ist so sauber und aufgeräumt wie ein OP. Was irgendwie nur logisch ist, denn seine Eltern sind beide plastische Chirurgen. Jedenfalls ist Olly das genaue Gegenteil von mir, mit meiner mir angeborenen Unordentlichkeit und Schusseligkeit. Fehler, an denen ich allerdings hart arbeite, damit es nicht allzu schlimm für ihn wird, wenn wir zusammenziehen.

Während der nächsten Werbepause seines Sportprogramms (wie ich inzwischen habe schlussfolgern können, handelt es sich um eine Dokumentation über das schillernde Leben von Profiwrestlern) springt Olly energisch vom Sofa auf und sprintet nach nebenan in die offene Küche. Dort nimmt er den Deckel von einer der Pfannen auf dem Herd, in der etwas vor sich hin köchelt, und atmet genüsslich ein.

»Voilà!«, ruft er. »Gleich fertig, meine Süße.«

Sehen Sie? Wie toll er ist? Immer, wenn wir bei ihm sind, kocht er für mich. In unserer Beziehung gibt es keine archaischen Geschlechterrollen. Nein, Sir. Ich meine, ich koche für mein Leben gern. Solange ich zurückdenken kann, wollte ich Köchin werden. Menschen mit leckerem Essen zu beglücken muss fraglos eins der wunderbarsten Dinge sein, die es gibt auf dieser Welt. Inzwischen ist es für dieses Jahr zu spät, um meinen Gastronomie-Kurs wieder aufzunehmen, aber ich habe »Manchester Abend-Kochkurse« gegoogelt, und da gibt es einige sehr interessante Angebote. Aber ich schweife ab. Was ich damit sagen will ist, ich liebe Kochen. Und doch ist es irgendwie schön zu wissen, dass ich nicht kochen *muss*, sollte mir mal nicht danach sein.

Sofort sause ich um die schwarze Marmorarbeitsplatte und

setze mich an den kleinen Zweiertisch in Ollys Küche. Während er das Essen auf zwei Tellern anrichtet, singt er vergnügt vor sich hin. Klingt nach einem alten Kylie-Song, aber ich bin mir nicht ganz sicher. Der Gute. Wie üblich ist der Tisch mit einem makellos weißen Leinentuch gedeckt, in der Mitte stehen zwei dunkelblaue Kerzenhalter aus Glas, und mitten auf dem Tisch ist eine gut gekühlte Flasche alkoholfreier Bonne Nouvelle Chardonnay platziert. Ich gieße uns je ein Glas ein und nippe an meinem. Schmeckt ein bisschen nach verdorbenem Apfelsaft, aber dafür hat er sechzig Prozent weniger Kalorien als normaler Wein (Wein, der auch nach Wein schmeckt). Und man bekommt davon keinen Kater!

»Es ist aufgetischt, meine Liebste.«

Schnell stellt Olly mein Weinglas auf einen Untersetzer, legt mir die Serviette in den Schoß und stellt den Teller vor mir auf den Tisch.

»Ooh, lecker! Sieht toll aus«, schwärme ich.

Was nicht ganz der Wahrheit entspricht. Es ist ein Fischeintopf auf Vollkornreis. Und er ist beige.

Olly setzt sich mir gegenüber an den Tisch, hebt den Teller an die Nase und schnüffelt genießerisch wie ein Trüffelhund daran. Dann murmelt er ein gedehntes »Aaaaah« und stellt den Teller wieder auf den Tisch. Sein kleines Ritual. Ganz süß eigentlich.

Mit einem Nicken weist er auf meinen Teller. Ach ja. Auch ein Teil des Rituals. Ich muss auch daran riechen. Angeblich kann man allein vom Riechen an Speisen schon satt werden, ohne überhaupt einen Bissen zu essen.

Also nehme ich brav den Teller und atme tief ein.

Ich rieche rein gar nichts.

Ehrlich gesagt kommt das öfter vor. Beim ersten Mal bin ich nachts, nachdem Olly eingeschlafen war, heimlich in die Küche

geschlichen und habe ein Glas eingelegten Knoblauch aus dem Vorratsschrank genommen und daran geschnüffelt, weil ich mich vergewissern wollte, ob mein Geruchssinn noch funktioniert. Von dem durchdringenden, beißenden säuerlichen Geruch trännten mir die Augen. Was mich ungemein freute, hatte ich mir doch bereits ernsthaft Sorgen gemacht, meine feine Nase könnte irreparablen Schaden genommen haben. Was für eine Möchtegern-Köchin natürlich besonders ungünstig wäre. Aber ich nehme an, vollwertiges Essen hat nun mal einfach keinen wahrnehmbaren Geruch oder Geschmack, oder? Würde es unwiderstehlich duften und schmecken, man würde nicht genug davon bekommen und selbst dann weiteressen, wenn man eigentlich schon satt ist. Und dann würde man dick und fett, was bei gesundem Essen ja nicht unbedingt im Sinne des Erfinders wäre.

»Na los, probier's! Hau rein!«, ruft Olly ganz aufgeregt.

Also setze ich ein begeistertes Gesicht auf, schaufele Fischmathe und Reis auf die Gabel und schiebe mir alles in den Mund.

Nichts. Es schmeckt nach Luft ... und, oh, es ist ein bisschen zu viel Pfeffer dran. Jeglicher Geschmack, den dieses Gericht vielleicht einmal hatte, wurde gnadenlos zerkoht. »Mmm ... lecker!«, versichere ich lächelnd und reibe mir begeistert den Bauch.

»Komm schon«, tadelt Olly mich. »Ich dachte, du willst Köchin werden? Da wird dir doch wohl was Besseres einfallen als lecker.«

Woraufhin ich nicke und mich in Pose werfe, als wäre ich der kahlköpfige Kochkritiker aus *Masterchef*.

»Ähm. Weicher ... körniger Reis und, ähm, hauchzarter Fisch. Eine wahre Geschmacksexplosion! Das Gericht ist wahrlich ... zum Fingerlecken. Eine gekochte Umarmung, könnte man sagen.«

»Und das Beste ist, es ist auch noch *gesund!*«, fügt Olly mit

Nachdruck hinzu, sichtlich stolz auf seine kulinarische Meisterleistung.

Zufrieden mit meiner Beurteilung erklärt er, ich solle: »Reinhauen, bevor es kalt wird«, und stürzt sich dann mit Heißhunger auf seinen Teller.

Brav esse ich alles auf und versuche jegliche Gedanken an ein dickes, blutiges Filet Mignon mit Prinzessböhnchen und Zwiebeltempura zu verdrängen, sage mir immer wieder, dass es gar nicht so schlecht schmeckt und ich an meinem Hochzeitstag schlank und strahlend aussehen und vor Gesundheit nur so strotzen werde.

Ein paar Stunden später liegen Olly und ich gemütlich eingekuschelt unter der Decke in seinem niedrigen, japanisch angehauchten Zen-Bett. Olly besteht darauf, gemeinsam zu duschen, bevor wir ins Bett gehen, damit wir beide frisch und sauber sind, wenn wir miteinander schlafen. Was der ganzen Sache zwar ein wenig die Spontaneität nimmt, aber wenigstens müffelt keiner von uns unangenehm, was ungleich schlimmer wäre. Eine Zeit lang habe ich versucht, Olly dazu zu bringen, Duschen und Sex zu einem sinnlich seifigen Vergnügen zu verbinden, aber Duschen ist für ihn eine todernste Angelegenheit. Also stellen wir uns abwechselnd unter die Brause und waschen uns gründlich. Was eigentlich ein ganz nettes Pärchending sein könnte, wäre mir nicht immer so verflixt kalt, wenn ich nicht gerade die bin, die unter dem heißen Wasserstrahl steht.

Wir liegen also zusammen im Bett, und Olly rückt zu mir rüber und löst den Knoten meines Bademantels, unter dem ich ganz nackt bin. Mein kleines Bäuchlein ist mir immer etwas peinlich, aber er streichelt es zärtlich. Ihn scheint es nicht zu stören, dass ich keinen so durchtrainierten flachen Bauch habe

wie die Frauen, die tagtäglich im Fitnessstudio vor seiner Nase herumhopsen. Mit strahlenden Augen grinst er mich an und steuert dann schnurstracks meinen Hals an.

»Du bist so verdammt süß, Natty«, keucht er und bedeckt meinen Hals unterhalb des Ohrs mit Küssen.

»Danke. Du aber auch.«

»Das ist mein Ernst. Diese süße kleine Nase.« Er gibt mir einen Kuss auf die Nase. »Deine süßen sommersprossigen Bäckchen.« Er gibt mir einen Kuss auf die Wange. »Dein süßer kleiner moppeliger Pummelbauch.« Er gibt mir einen Kuss auf den Bauch. »Du bist ... beinahe perfekt.«

Moment mal.

Sagte er gerade *beinahe* perfekt? Ich stutze kurz, zucke aber dann im Geiste die Achseln. Also, wenn Sie mich fragen, beinahe perfekt ist schon ziemlich gut. Und wenigstens ist es nicht gelogen. Hätte er gesagt, ich sei vollkommen perfekt, wäre das eindeutig gelogen.

Meine Hand wandert zu seinem Bizeps und drückt ganz leicht zu. Mmm. Er ist wirklich zum Anbeißen. Jede Frau würde sich alle zehn Finger nach ihm lecken.

Unsere Lippen treffen sich, und wir knutschen ein bisschen herum und schmiegen uns fest aneinander. Es ist so schön. Bevor es dann zur Sache geht, löst Olly sich kurz von mir und schaut mir tief in die Augen.

»Ich kann es kaum erwarten, bis wir endlich verheiratet sind, meine Süße. Ich liebe dich wirklich sehr.«

Zufrieden seufzend vertreibe ich sämtliche Gedanken an furchtbare Frisuren, glitzernde Brautkleider und Strasssteine aus meinem Kopf. Alles unwichtig. Ich heirate einen umwerfend attraktiven, netten, anziehenden Mann, der mich beinahe perfekt findet. *Das* ist das Einzige, was zählt.

»Geht mir genauso«, entgegne ich freudestrahlend, packe seinen Knackpo und ziehe ihn zu mir ...

»Und, wie war's?«, fragt Olly genau sechs Minuten später, während er von mir herunterrollt und um Atem ringt.

Immer fragt er das. Noch eins seiner kleinen Rituale. Wenn wir fertig sind, reden wir darüber, wie gut wir im Bett sind. Ich finde es toll, dass er sich Gedanken über meinen sexuellen Genuss macht.

»Schön war es. Sehr schön«, entgegne ich und lehne mich zu ihm, um ihm einen sanften Kuss auf die Wange zu drücken. Dann klopfe ich ihm wohlwollend auf die Schulter.

Was denn?

Es war schön. Okay, ein klitzekleines bisschen zu kurz und nicht so richtig, Sie wissen schon ... Sie wissen schon. Aber ein Blick in sein zufriedenes, eifriges Gesicht, und ich kann nicht anders: Ich muss ihm versichern, wie schön ich es fand.

Und außerdem ist es nicht gelogen. Schließlich weiß jeder, dass der Sex im wahren Leben nichts zu tun hat mit dem wilden animalischen Äffchensex aus den Filmen. Im wahren Leben wird man nicht im Heuschober hart rangenommen. Wobei ich mir das manchmal heimlich wünsche. Okay, ja, ich gebe es zu. Aber mal ehrlich, wirklich wichtig sind doch Dinge wie Nähe, Vertrauen und Geborgenheit. Wir haben miteinander geschlafen, und es war schön. Mit ihm zu kuscheln und zu knutschen ist toll. Zugegeben, seine Küsse sind etwas nass, aber zumindest ist er mit Feuereifer bei der Sache. Wie ein süßer tollpatschiger kleiner Welpe.

Olly küsst zärtlich meine Hand und springt dann aus dem Bett und unter die Dusche. Ich drehe mich um und starre auf die seidigen schwarzen Gardinen vor dem Fenster. Und ermahne

mich streng, dass ich mich glücklich schätzen sollte, statt auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, wie wuschig ich eigentlich noch bin.

Eingekuschelt unter der Bettdecke liege ich bis lange nach Mitternacht wach und falle schließlich in einen tiefen, warmen, traumlosen Schlaf.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Kirsty Greenwood

Für immer und ehrlich

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48093-7

Goldmann

Erscheinungstermin: Oktober 2014

Eine bezaubernde Komödie für alle Fans von Sophie Kinsella.

Natalie Butterworth ist frisch verlobt und eigentlich zufrieden mit ihrem Leben. Doch dann wird sie eines Abends im Pub von einem alten Magier hypnotisiert – und kann fortan nicht mehr lügen. Natalie, die bisher einfach immer zu nett war, den Menschen zu sagen, was sie wirklich denkt, steckt in ernsthaften Schwierigkeiten. Allen voran ihr Zukünftiger ist wenig begeistert von den Wahrheiten, die plötzlich aus Natalie herausprudeln. Sie muss den Hypnotiseur finden, bevor die Hochzeit noch ins Wasser fällt. Doch als die Suche sie in einen bezaubernden Dorfpub und zu seinem unwiderstehlichen Besitzer in Yorkshire führt, weiß sie bald selbst nicht mehr, was richtig und was falsch ist ...